

Die Trachtenrockmacherin in Appenzell : ein verschwindender Frauenberuf

Autor(en): **Steuble, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **51 (1961)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004416>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Trachtenrockmacherin in Appenzell

Ein verschwindender Frauenberuf

Von *Robert Stenble*, Appenzell

Auch Berufe und Gewerbe haben nicht eine unbeschränkte Lebensdauer, sie können aussterben¹. Die Gründe dafür, die hier nicht weiter erörtert werden sollen, liegen meist in der zunehmenden Mechanisierung und Elektrifizierung; aber sogar Pflanzen- und Tierschutz sind daran beteiligt. In unserm Lande ist nun vorerst die weitverbreitete, interessante Tatsache festzuhalten, dass sich vielleicht seit Jahrhunderten ausgestorbene Berufe noch im Namenschatz der Hofnamen oder der sog. Spitz-(Sippen)namen bis heute erhalten haben². So weisen auf den längst ausgestorbenen Beruf des Kohlenbrenners eine Menge Ortsnamen hin: Cholegg, Chölen, Cholloch, Chaulbett, Chaulhütten usw. Der ehemalige Besitzer des heute noch bestehenden Hofes «Landpiferlis» war früher mit seinem Instrument am Aufzug zur Landsgemeinde beteiligt. Auf dem Hofe «Heumessers» sass früher eben der Heumesser, ins «Zidlers» der Zeidler, ins «Besserers» der Busseneinzieher, der Besserer, auf dem Hofe «Wurzlers» der Wurzelgräber, auf «Pichlers» der mit Pech arbeitende Verpicher, auf der «Bleiche» der Bleicher von Stoffen. Diese Beispiele liessen sich um viele vermehren.

Es ist nun erstaunlich, wie selbst in den bewahrend ländlichen Verhältnissen eines Dorfes wie Appenzell in den letzten 30–40 Jahren viele Berufe oder besser gesagt nebenberufliche Tätigkeiten gänzlich verschwunden sind. Alle, die sie ausübten, waren dem Schreiber dieser Zeilen wohlbekannt, und sie alle waren ausnahmslos unvergesslich köstliche Originale: der Postillon, der Nachtwächter, der Turmmeister, der Orgeltreter, der Heiligtagrüfer, der Vorbeter, die Umsagerin, der Hutmacher, die Haarschmuckmacherin, der Dächli-(Schirm)flicker, der Sander, der Strausser und Wurzler, der Tüchelbohrer.

Im folgenden sei nun ein über kurz oder lang aussterbender Frauenberuf in Innerrhoden geschildert, es ist die Fältlirockmacherin für die Appenzellertracht in Appenzell³. Die auf der Abbildung dargestellte Frl. Therese H. in

¹ G. Häusler, *Verschwindende Berufe*, Biel 1950. Ernst Bock, *Alte Berufe Niedersachsens*, Hannover 1926.

² All diesen Zusammenhängen ist Stefan Sonderegger von Herisau, der Verfasser des Werkes «Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell» (Band I, 1958), nachgegangen und hat sie in hervorragenden wissenschaftlichen Publikationen niedergelegt.

³ Im Knonauer Amt ist der letzte Jüppenschneider Johannes Spillmann schon 1856 gestorben und schon 1913 wurde geschrieben, dass es kaum mehr möglich sei, eine richtige «gekratzte Jüppe» herzustellen. Siehe Julie Heierli in «Das Burefeufi, die Volkstracht des Knonauer-Amtes, Kanton Zürich»: *Anzeiger für Schweizer Altertumskunde*, N.F. 15 (1913) 64.

Appenzell ist heute 73 Jahre alt. Sie hat ihren Beruf mit 14 Jahren erlernt und ist unseres Wissens heute noch die einzige Rockmacherin in Appenzell. Die Trachtenbilder vor 1800 und bis ca. 1835, z.B. von Ludwig Vogel, zeigen noch keine Faltenröcke. Es sind glatte, fussfreie, farbenfrohe (meist rote oder sog. «chriesizönnige» = kirschmusfarbige, evtl. auch geblünte) Wollröcke, sog. Wolkner. Ca. 1856 kommen dann Faltenröcke auf, die in 2–3 cm tiefe Falten geordnet sind; und erst 1860 kommt der Rock mit der ganz feinen Fältelung auf⁴, der sog. Fältlirock, der bis auf die Füsse reichende Frauenrock der sog. neuen Appenzellertracht, getragen bei Festanlässen, aber auch von den Nahverwandten beim Leichengeleite. Auch heute ist dieser Trachtenrock ein ausserordentlich fein und sorgfältig und ausschliesslich von Hand gearbeitetes Kleidungsstück. Es besteht aus feinstem Woll-(Kaschmir)stoff. Die Farbe war früher nur schwarz; seit ca. 40 Jahren werden aber auch Röcke in leuchtend sattem Rot, Violett, Grün und Blau angefertigt. Zu einem Rock werden ca. 4 Meter einer 100–120 cm breiten Stoffballe benötigt. Der Stoffpreis für einen Rock beträgt heute ca. 120 Franken. Dazu kommt der Macherlohn in der jetzigen Höhe von ca. 40 Franken. Früher aber hätte der Macherlohn, wie Frl. H. angibt, ganze sechs Franken ausgemacht. Und bei angestrengtester Arbeit hätte sie zur Anfertigung eines Rockes einen Tag gebraucht.

Interessant sind nun einige Einzelheiten bei der Verfertigung dieses Trachtenstückes. Am untern Saum des Rockes wird zuerst zum Schutz ein ca. 4 cm breites Band aus starkem Stoff, die sog. «Blegi» aufgenäht⁵. Dann wird der Stoff mit gewöhnlichem Brunnenwasser mit Hilfe von Lappen tiefend nass gemacht⁶ und zwar auf dem sog. Fältlibrett, wie es Frl. H. auf der Abbildung trägt. Nun werden von einem Mittelfalt aus nach beiden Seiten in äusserst mühsamer Kleinarbeit hauptsächlich mit Hilfe des Nagels der Zeigefinger die Fältchen gelegt, eines genau wie das andere, ca. einen Zentimeter hoch, für den ganzen Rock ca. 250 an der Zahl in der ganzen Länge des Rockes von ca. einem Meter. Für das Aufwärtsfälteln in der Rocklänge wird ein Fingerhut gebraucht⁷. Für diese ganze Prozedur hat

⁴ Julie Heierli, *Die Volkstrachten der Ostschweiz* (Zürich 1924) 59, 64ff.

⁵ Diese «Blegi», andernorts auch «Fürgang» genannt, konnte bei andern Trachten bis zu einer Breite von 30 cm anwachsen und wurde dann als Beweis besonderer Wohlhabenheit angesehen. S. Heierli (wie Anm. 4) 62.

⁶ Die Jüppenschneider z.B. im Wehntal – es waren dort meist Männer, die diesen Beruf ausübten – besorgten dieses Benetzen des Stoffes dadurch, dass sie den Mund voll Wasser nahmen und dann fortwährend den wieder trocken werdenden Stoff aus dem Munde bespritzten. J. Heierli, «Die Wehntalertracht des Kantons Zürich»: *Anz. für Schweizer Altertumskunde*, N.F. 14 (1912) 162.

⁷ Diese Arbeit, die unsere Rockmacherin, wie gesagt, zum grossen Teil mit den Fingernägeln leistet, geschah andernorts, z.B. im Wehntal, wo der Beruf schon lange ausgestorben ist, mit dem Fingerhut oder einem eisernen Pfriem, indem besonders die



Die Rockmacherin bringt den fertigen, nassen Fältlirock in die Bäckerei zum Trocknen.

der Stoff, wie gesagt, stets stark durchnässt zu sein; ist die Arbeit des Fältelns fertig, kommt der Rock auf das Tröcknibrett. Auf diesem Brett wurde nun der Rock bis vor ca. 30 Jahren auf dem Kopf in eine benachbarte Bäckerei getragen, und so entstand dann das volkskundlich sicher interes-

etwas steifen, ungebleichten Leinwandstoffe geritzt, zusammengeschoben und mit Stichen festgehalten wurden. So entstand dann die sog. «gekratzte Jüppe». Es gab in Zürich wohlhabende Bräute, die bis zu solcher gekratzter Jüppen in die Ehe brachten. Es soll im Wehntal noch Tische mit Löchern geben, die dazu dienten, die Leinwand beim Kratzen zu befestigen. Siehe oben J. Heierli.

sante Bild, wie es unser Photo zeigt. In der Bäckerei wurde das Brett auf den grossen, immer gleichmässig erwärmten Backofen gelegt und der nasse Rock während ca. 24 Stunden getrocknet. Dann wurden Rock und Brett auf die gleiche Weise wieder nach Hause befördert. Lange ist dieses Bild aus den Strassen von Appenzell schon verschwunden, und Frl. H. trocknet jetzt ihre fertigen Röcke zu Hause, im Winter auch auf dem Ofen, im Sommer mit Papier abgedeckt an der Sonne, damit die Farbe des Rockes keinen Schaden leide.

Natürlich erstellt die Rockmacherin nicht nur neue Röcke, besonders früher, als es noch viel mehr Trachtentragende gab, war sie auch stark beschäftigt mit dem Reparieren von Röcken, mit «Kehren», Abnehmen, Einsetzen und Drausnehmen, je nachdem die Trägerin an Umfang zu- oder abnahm. Ganz besonders aber muss nach Gebrauch des Rockes die Fältelung jedesmal wieder mit aller Sorgfalt neu gelegt werden, da der Rock durch den Gebrauch (Sitzen, Tanzen usw.) «us de Fält» kommt und dann einen sehr unschönen, vernachlässigten Eindruck macht. Julie Heierli schreibt in dieser Beziehung ganz richtig: «Selbstverständlich müssen solche Röcke sehr sorgfältig behandelt und getragen werden, um die kostspielige Auffrischung möglichst zu vermeiden. Sowohl im Staub wie bei Regenwetter werden die Faltröcke hochgeschlagen und über einen Arm gelegt getragen. Zu Hause angelangt wird der Rock zu einer Wurst zusammengerollt, das glatte Vorderteil aussen herum, dann mit Band oder Litzen umwunden, sofort in den Kasten gehängt.»

Eine Merkwürdigkeit sei noch erwähnt: Kein Innerrhoder Trachtenrock hat Taschen. Taschen, oft aus Leder, der sog. «Poste-Sack», wurden früher an Bändern um den Leib gebunden. Sie konnten durch zwei Schlitze an beiden Seiten des Vorderblattes des Rockes erreicht werden. Diese «Poste-Säck» sind heute verschwunden.

Kinder spielen «z' Himmel fahren»

Mitgeteilt von *Lucas E. Staebelin*, Habstetten bei Bern

Der Prior des Lötschentales, Dr. J. Siegen, hatte die Freundlichkeit, mich auf folgendes Spiel aufmerksam zu machen, als wir über Schalensteine sprachen. Das Spielfeld war ein kleines Stück einer Wiese, von allen Steinen befreit. Im Zentrum derselben wurde ein grosses, schalenförmiges Loch ausgestochen. Ein Holzkreuz, etwa 15 bis 20 cm hoch, wurde in diese Schale gesteckt. Gewöhnlich wurden nun zwei oder mehrere Reihen mit je 14 kleinen Schalenlöchern strahlenmässig von der grossen Schale aus gestochen. Jeder Spieler hatte ein kleines, selbstgezimmertes Holzkreuzlein, etwa 5 cm hoch, und seine eigene Reihe. Nacheinander mussten nun die